

Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung

Protokoll der Sitzung vom 22. März 2013

An der **75. Sitzung** der Arbeitsgemeinschaft nahmen folgende Personen teil:

Aschenbrenner (ÖKL Österreichisches Kuratorium für Landtechnik und Landentwicklung), Ehlers (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Fehrer (BMLFUW Abt. II/5), Garstenauer (Institut für Geschichte des ländlichen Raumes), Gehmacher (BOaS Büro für die Organisation angewandter Sozialforschung), Gmeiner (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Huber (Universität für Bodenkultur Department für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften), Langthaler (Institut für Geschichte des ländlichen Raumes), Larcher (Universität für Bodenkultur Institut für Nachhaltige Wirtschaftsentwicklung), Lichtmannsperger (Landwirtschaftskammer Salzburg), Chr. Mayer (Statistik Austria Direktion Raumwirtschaft, Land- und Forstwirtschaft), Pevetz (ehem. Bundesanstalt für Agrarwirtschaft), Plattner (ÖBF Österreichische Bundesforste AG Naturraummanagement), Prop (Landwirtschaftskammer Wien Projekt Green Care), Tamme (Bundesanstalt für Bergbauernfragen), Tod (Institut für Geschichte des ländlichen Raumes), Wiesinger (Bundesanstalt für Bergbauernfragen)

Entschuldigungen ergingen von:

Abentung, Aigner, Burger-Scheidlin, Fischler, Gmeiner, Haase, Hackl, Hancvencl, Haubenhofer, Hendrich, Hiegelsberger, Hirschmugl-Fuchs, Hoppichler, Kolland, Laister, Larcher, Loibl, Machold, Oedl-Wieser, Paminger, Panholzer, Pernkopf, Pfusterschmid, Resch, Rossier, Sancho-Reinoso, Seiser, Strahl, Vogel, Weber, Welan, Wieser, Wohlmeyer, Zsilincsar

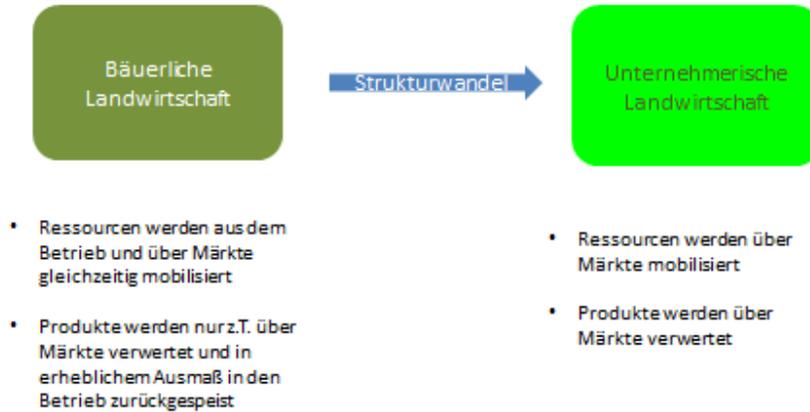
In Vertretung des Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft **Wieser** begrüßt **Tamme** alle Anwesenden und eröffnet die Sitzung.

Im ersten Beitrag der Sitzung präsentieren **Rita Garstenauer** und **Sophie Tod** unter dem Titel „*Akteure des Strukturwandels – Bäuerliche Wirtschaftsstile in zwei Regionen Niederösterreichs 1945-2010*“ Ergebnisse eines historischen Forschungsprojekts, welches im Zeitraum 2009-2012 unter der Leitung von *Ernst Langthaler* am Institut für Geschichte des ländlichen Raums in St. Pölten durchgeführt wurde. Der Vortrag konzentriert sich auf einen bestimmten Bereich des Projekts, auf ein Modul, welches sich besonders auf qualitative Methoden bzw. narrative Interviews stützt. Die gesamten Forschungsergebnisse wurden in einem Heft der historischen Anthropologie erst kürzlich veröffentlicht (Garstenauer et al. 2012).

Zunächst sollen einige Begriffe und das theoretische Ausgangskonzept kurz vorgestellt werden, welches sich an den niederländischen Agrarsoziologen *Jan Douwe van der Ploeg* (2003) anlehnt. Dieser kritisiert in seiner Arbeit eine gewisse Blindheit der Agrarpolitik und der gängigen Agrarforschung in Bezug auf den

agrarischen Strukturwandel. In der Theorie wird dieser agrarischer Strukturwandel meistens so dargestellt: vorher gab es eine bäuerliche Landwirtschaft, dann kam der Strukturwandel und danach gab es eine unternehmerische moderne Landwirtschaft.

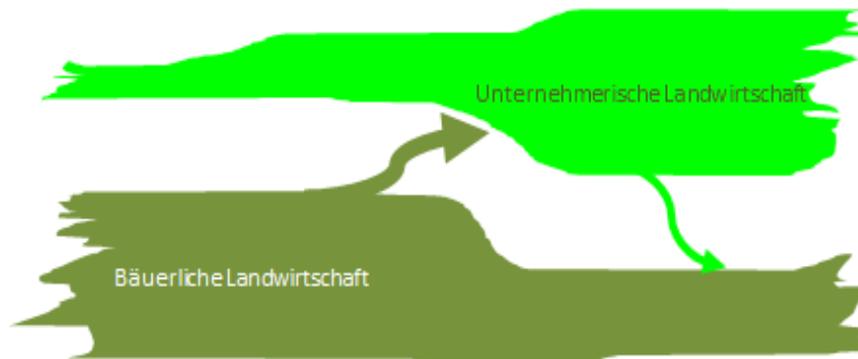
Der landwirtschaftliche Strukturwandels in der Theorie



vgl. Jan Douwe van der Ploeg: The Virtual Farmer. Past, present and future of Dutch peasantry, Assen 2003, 39-41.

Was heißt nun aber bäuerlich bzw. unternehmerisch? Kurz und knapp gesagt sehen wir wichtige Unterschiede darin, ob Ressourcen oder Produkte weitgehend auf Märkten mobilisiert und über Märkte verwertet werden oder ob sie in erheblichem Maße aus dem Betrieb heraus mobilisiert und wieder in den Betrieb rückgespeist werden, d.h. ob es einen Kreislauf innerhalb des Betriebs gibt, der sich nicht so sehr auf Märkte rekuriert. Entsprechendes bezeichnet man als bäuerlich.

Der landwirtschaftliche Strukturwandels empirisch



vgl. Jan Douwe van der Ploeg: The Virtual Farmer. Past, present and future of Dutch peasantry, Assen 2003, 39-41.

Van der Ploeg fand heraus, dass diese beiden Modi Landwirtschaft zu betreiben immer gemeinsam bestanden haben, d.h. Betriebe haben kombiniert bäuerliche und unternehmerische Strategien um zu

wirtschaften. Darüber hinaus stellte er in seinen Forschungen fest, dass bäuerliche Strategien überhaupt die Mittel dazu bereitgestellt haben, dass die für den Strukturwandel nötigen Investitionen auch finanziert und die mit den Innovationen verbundenen Risiken abgedeckt werden konnten. Die Kombination von bäuerlichen und unternehmerischen Wirtschaftsweisen haben die einzelnen Betriebe in sehr vielfältige Art und Weise gestaltet. *Van der Ploeg* hat unter den Begriff *Landwirtschaftsstil* bzw. *Landwirtschaftsstile* versucht zu systematisieren, in welcher Weise diese Kombination von bäuerlichen und unternehmerischen Wirtschaftsmodi auf den einzelnen Betrieben stattgefunden hat. Es handelt sich bei der *Landwirtschaftsstilforschung* also um Typisierung und Systematisierung von Wirtschaftsweisen.

Das Konzept der Landwirtschaftsstile rekurriert sehr stark auf die *Actor Network Theory (ANT)* (Latour 1987, Latour 2007, Law & Hassard 1999 u.a.). In aller Kürze wurden aus der ANT vier Prinzipien herausgezogen, die auf folgende Weise dem Landwirtschaftsstil zugrunde liegen:

- (i) Handeln ereignet sich in einem Netzwerk von Akteuren und Dingen, die manchmal träge sind, manchmal dynamisch.
- (ii) Die Handelnden arrangieren sich mit den anderen Dingen und Akteuren – oder sie arrangieren diese: sie ordnen ihr Akteur-Netzwerk.
- (iii) Die Art und Weise, wie das Akteur-Netzwerk Landwirtschaftsbetrieb angeordnet wird bzw. ist, macht den Landwirtschaftsstil aus.
- (iv) Die Akteure haben selber tragfähige Theorien über ihr Handeln – ihre Auskunft hat Priorität!

Der heuristische Rahmen der ANT, die eigentlich mehr eine Methode als eine Theorie ist, basiert auf zwei Prämissen, die auf unterschiedliche theoretisch-methodische Quellen zurückgehen. Die eine ist die *Ethnomethodologie* von *Harold Garfinkel* (1967). Das Grundpostulat dabei ist, dass *die Akteure selber tragfähige Theorien über ihr Handeln haben*, d.h. sie haben zunächst das erste Wort, unsere Interpretationen folgen aber. Wir hören uns einmal an, was sie darüber sagen, wie diese Netzwerke geordnet sind. Die zweite Quelle ist die *Aktantentheorie* des Linguisten *Julien A. Greimas* (1966). Das Prinzip dabei ist, dass *Äußerungen über die Welt narrativen Charakter haben. Personen, Dingen und Ideen werden in der Erzählung Rollen zugewiesen als strukturelle Handlungsträger (Aktanten)*. Insofern können auch Dinge oder Ideen zu Akteuren werden, d.h. Akteure bzw. Aktanten sind Dinge nur insofern als ihnen in der Erzählung diese handelnde Rolle zugeschrieben wird. Im Gegensatz dazu geht es bei der Ethnomethodologie *Garfinkel* darum, dass man sich diese Erzählungen anhört.

Das Schlüsselement dabei ist die *Erzählung*. Die Akteure erzählen uns, wie sie sich einen Weg durch die Vielzahl der Elemente in der Welt bahnen, und *welche davon eine Rolle spielen, indem sie diese narrativen Rollen zuweisen*. Wir überlassen die Entscheidung, *was für ihr Handeln Bedeutung hat*, bei den ErzählerInnen. Bei der Interpretation der Transkriptionsprotokolle der folgenden zwei Fallbeispiele wurde diese Methode angewandt.

Als **Fallbeispiele** wurden zwei naturräumlich sehr verschiedene Höfe in derselben geografischen Region ausgewählt. Beide Betriebe liegen im Bezirk Melk.

Fallbeispiel 1 Betrieb Huber

Dieser Hof ist ein Grünland-Ackerbaubetrieb im beginnenden Flysch-Mittelgebirge im Süden des Bezirks Melk, in Hanglage mit reichlich Niederschlägen aber noch nicht in einer exponierten Gebirgslage. Die Betriebsausrichtung war Lebewild und Milchwirtschaft immer im wechselnden Verhältnis, ab 1970 verstärkt Kalbinnenaufzucht, heute liegt der Fokus wieder auf in der Milchwirtschaft. Die Betriebsfläche betrug 1944 16 Hektar, bis 2011 zum Zeitpunkt des Interviews wurde der Betrieb durch Pacht auf ca. 27 Hektar aufgestockt. Es war aber damals schon nicht klar, ob diese Fläche gehalten werden kann. Der Betrieb ist ein Haupterwerbsbetrieb, aber es gibt Einkommensbestandteile aufgrund einer

außerlandwirtschaftlichen Erwerbstätigkeit des Bauern, welcher als Zimmermann minderbeschäftigt tätig ist.

Nun sollen drei thematische Fallbeispiele über den Zeitverlauf, den wir ins Auge gefasst haben, gebracht werden. Das Thema dabei ist immer *Investieren*, d.h. wie wurde in den 1950er, in den 1960-1970er und wie wurde in den 1990er Jahren investiert und wie sprechen die Leute heute darüber.

Die Geschichte zu den 1950er Jahren lautet folgendermaßen: 1954 brannte der Hof der Familie Huber ab, das Wohn- und Wirtschaftsgebäude mussten neu gebaut werden. Die Geschichte ist aber nur aus zweiter Hand, da die Altbäuerin erst ein paar Jahre später auf den Hof geheiratet hat. Sie musste aber mit den Konsequenzen dieses Neubaus leben. Die Geschichte, die sie uns erzählt, beginnt so: Die Familie und der Baumeister hatten einen Plan erstellt, der etwas größer war als das ursprüngliche Haus und der ursprüngliche Stall. Aber eine Gruppe von ‚anderen‘ habe aufgeschrien und gesagt ‚so geht das nicht, den Stall kriegt ihr nie voll, ihr müsst kleiner bauen!‘ Dann haben sich tatsächlich diese ‚anderen‘, (die wir als Bürgergemeinschaft interpretieren), durchgesetzt und das Haus und der Stall wurden kleiner gebaut. Welche Akteure gibt es hier? Es gibt die Familie, den Baumeister, die Gruppe der ‚anderen‘, es gibt natürlich auch die Bank, die Kredit gewährt und es gibt die Versicherung, die Versicherungsgelder zur Verfügung stellt. All diese wirken zusammen, damit diese Investition getätigt werden kann. Bei den Elementen des Akteur-Netzwerks kann man zwischen Ressourcen und Akteuren unterscheiden. Bei der ANT verschwimmen aber diese Grenzen, da Ressourcen manchmal bekanntlich auch als Akteure fungieren können. In dieser ersten Geschichte geht es also um eine vorsichtige solidarische Nachbarschaftsgemeinschaft, innerhalb derer das Investieren stattfindet.

Wenige Jahre später stellte sich heraus, dass der Stall zu klein gebaut war. Eigentlich müssten sie jetzt neu bauen. Es stellt sich die Frage, wie das investiert werden kann. Die zugeheiratete junge Bäuerin, die 2011 beim Interview dann die Altbäuerin war, kommt aus dem flacheren Teil des Bezirks von einem sehr fortschrittlichen, schon sehr früh mechanisierten Hof. Sie brachte den zweiten Traktor der Gemeinde mit. Das war ein ausrangierter Traktor ihrer Eltern. Denn hatten sie auch nur ein Jahr, der ging nicht mehr sehr lange. Aber damit war das Gerät aber einmal eingeführt. Das Paar beschloss einen neuen Traktor anzuschaffen. Nach dem berühmten Bonmot von *Pierre Bourdieu* (2001:16) hat der Traktor den Kapitalismus als Trojanisches Pferd in die bäuerliche Landwirtschaft eingeführt. Diese Geschichte ist eine schöne Parabel dafür. Dieses sehr fortschrittsorientierte Jungbauernpaar wurde von einem Kammersekretär beraten, der diese Innovationsbereitschaft erkannt und unterstützt hat. Der Kammersekretär vermittelte dem Paar einen geförderten Agrarinvestitionskredit. Es wurde damit ein Traktor angeschafft, aber auch die dafür nötigen Geräte. Es gab also eine Kette von Folgeinvestitionen, die getätigt und irgendwie finanziert werden mussten. Man weitete daher die Produktion aus. Es wurde Milch produziert. Der Stall wurde zu klein, da man mehr Vieh hatte. Also wurde auch der Stall neu gebaut. Irgendwann stieß diese Strategie an Grenzen, was den Boden, das Futter und das Stroh für die Einstreu betraf. Als sie gezwungen waren, Futter zuzukaufen, erreichten sie damit die Grenze der Wirtschaftlichkeit. Es war deswegen notwendig, eine andere Strategie zu finden. Diese hat wiederum der Kammersekretär vorgeschlagen. Man ging nun vom marktorientierten Versuch, die Investitionskosten wieder hereinzuholen weg hinzu einer eher bäuerlichen, auf inneren Ressourcen und Zirkulation beruhenden Strategie, Züchter zu werden. Es wurde angeregt, dem Zuchtverband beizutreten und auf Milchleistungszucht zu gehen. Diese hatte zwei Effekte, erstens konnte dadurch mittelfristig, ohne dass man mehr dazu brauchte, der Milchertrag gesteigert werden und zweitens konnten sie ad hoc sofort bessere Preise für ihr Lebendvieh erzielen. Außerdem wurden die Kinderkleider von der Bäuerin selbst hergestellt und damit bei den Konsumausgaben zu sparen. In dieser Episode der 1960er und 1970er Jahre gibt es die unternehmerische Strategie über den Markt zu investieren und dann die bäuerliche Strategie, um diese Investitionsserie wieder abzusichern.

Wir machen jetzt einen großen Sprung in das Jahr 1992. Die Hoferbin ist schon verheiratet, hat ein Kind, aber noch nicht übernommen. Sie wird demnächst übernehmen. Sie entscheidet sich, den landwirtschaftlichen Meister und nicht den Meister in landwirtschaftlicher Hauswirtschaft zu machen, da ihr das seriöser erscheint. Sie ist schon älter in dieser Schule, versteht sich recht gut mit den Lehrenden und erwirbt dort eine ganz bestimmte Technik, nämlich die Investitionsrechnung und die Buchhaltung. Sie eignet sich diese an und verwendet sie, um den anstehenden Stallneubau zu bewältigen. Ihre Begabung für die Buchhaltung ermöglicht ihr, zwischen Pauschalierung und Regelbesteuerung zu optieren. Bei unseren InterviewpartnerInnen war gewöhnlich die Pauschalierung das Ding und die Regelbesteuerung absolut zu vermeiden. Diese Bäuerin verwendet allerdings diese Technik sehr virtuos, um bei Investitionen durch den Vorsteuerabzug erheblich Mittel einzusparen. Dies ist also die Episode aus den 1990er Jahren. Auf das gegenwärtige Investieren angesprochen gibt der Bauer eine Geschichte zum Besten, wo er erzählt, dass er sich mit Gewerbetreibenden über die Eigenkapitalquote seines Betriebes auseinandersetzt. Er sagt, dass diese Gewerbetreibenden meinen, von einer Eigenkapitalquote von 70% nur träumen zu können. Er betont, dass man bei einem bäuerlichen Betrieb da nicht daruntergehen kann, weil das die Substanz des Betriebes gefährden würde. D.h. er spricht über das Investieren auch in dieser betriebswirtschaftlichen Terminologie. Es gibt jetzt andere Akteure, mit denen er sich auseinandersetzt, mit einer anderen Terminologie und neuen Themen.

Fallbeispiel 2 Betrieb Aigner

Dieser Betrieb ist von seiner naturräumlichen Lage her ebenfalls Bezirk Melk angesiedelt. Er liegt in einer klimatisch bevorzugteren, milderen Lage im Alpenvorland, im nördlichen Teil des Bezirks. Die Gründe sind morphologisch flacher. Besonders an diesem Betrieb ist, dass er bereits in den 1940er Jahren eine beachtliche Größe aufwies. Er umfasste schon damals 43 Hektar Grund mit einem beachtlichen Viehstand und einer großen Zahl an Maschinen. Schon damals gab es einen Traktor am Hof. Die Betriebsausrichtung war anfangs sehr vielfältig mit Schwerpunkt auf dem Ackerbau und der Milchwirtschaft. Im Laufe der Jahrzehnte hatte sich der Betrieb spezialisiert, zuerst auf die Milchwirtschaft, dann auf die Rinderhaltung und ab Mitte der 1990er Jahre auf die Schweinehaltung. Bis 2010 wurde dieser Haupterwerbsbetrieb geringfügig auf 46 Hektar aufgestockt.

Grundlage für alle Ausführungen sind Interviews, die wir im Frühjahr 2011 geführt haben. Im konkreten Falle des Betriebs Aigner sprachen wir mit der Altbäuerin. Sie hat den Hof geerbt und bewirtschaftet diesen mit ihrem Sohn und dessen Frau, welche aktuell das betriebsführende Ehepaar sind, wobei der Ehemann formell schon in Pension ist. Auch dieser Betrieb soll unter der Perspektive des soziotechnischen Netzwerkes dargestellt und gezeigt werden, dass zu verschiedenen Zeitpunkten Menschen, Dinge und Ideen, Akteure und Ressourcen miteinander in Beziehung standen, miteinander ausverhandelt und austariert wurden zu einem stimmigen Miteinander. Das konkrete Thema für den Vergleich über die Zeit hinweg soll nun das *Sozialprestige* am Betrieb sein als Pendant zu den vorhin vorgestellten Investitionen.

Die soziale Distinktion, das Streben nach Anerkennung, war im Haus der Familie Aigner über die Jahre hinweg besonders wichtig. Dieses wurde im Laufe der Zeit immer durch ein unterschiedliches Zusammenspiel verschiedener Ressourcen und Akteure hergestellt. Das erste Netzwerk ist das Netzwerk des ehemaligen Herrenhauses. Das Bild des Herrenhauses ist bis heute in den Erinnerungen besonders der älteren Mitglieder der Familie Aigner sehr präsent. Dieses dient in gewisser Weise als Kontrastfolie für die Schilderung der Veränderungen seit den 1940er Jahren. Man hat sich bei den Veränderungen, die dann gefolgt sind, immer auf das Herrenhaus berufen. Zur Zeit des Herrenhauses hat sich das Ansehen der Familie dadurch gespeist, dass besondere besitzhierarchische Arbeits- und Sozialbeziehungen am Betrieb stattgefunden haben. Es gab am Hof sehr viele Dienstboten, die sehr eng in das Familiengeschehen und Familienleben eingebunden waren. Die Verantwortung, die die HofbesitzerInnen für die Knechte und Mägde am Hof hatten, reichte so weit, dass ihnen bei der Hochzeit sogar das Mahl

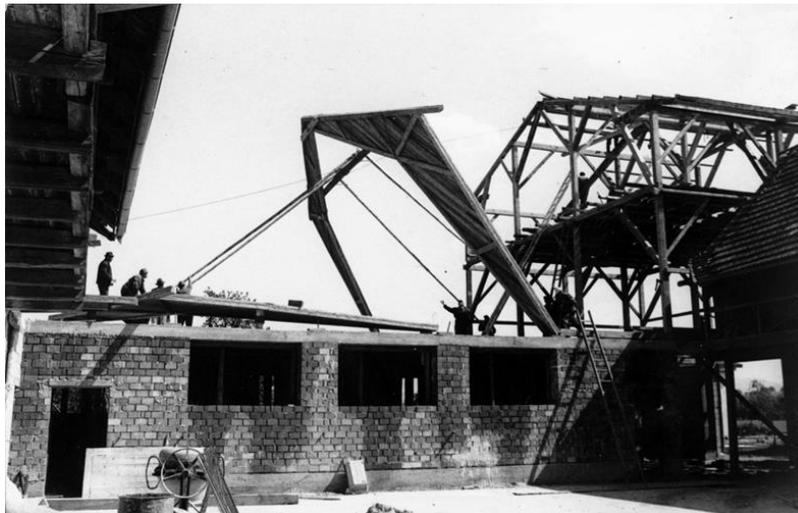
finanziert als auch eine Ausstattung mitgegeben wurde. Hier zeigen sich die Hierarchie und die Verantwortung, die auf dem Herrenhaus geherrscht hatten. Eine weitere Veranschaulichung ist die Beziehung zu TagelöhnerInnen, die sehr zahlreich am Betrieb zu Arbeitsspitzen eingesetzt wurden. Diese wurden aus der Umgebung engagiert. Als Entgelt für ihre Arbeit am Hof haben sie einen sogenannten *Bifang* erhalten. Ein *Bifang* ist ein gewölbtes Ackerbeet aus mehreren Furchen am Rand des Ackers. Den TagelöhnerInnen wurde dieses zur Verfügung gestellt, um es selbst zu nutzen, Gemüse anzubauen usw. Dieses Tauschgeschäft zwischen TagelöhnerInnen und den besitzenden Bauern und Bäuerinnen entspricht in gewisser Weise einer *Patron-Klientel-Beziehung* zwischen den besitzenden Herrenbauern/Herrenbäuerinnen und den besitzlosen Kleinbauern/Kleinbäuerinnen. Familie Aigner hatte 15 solcher *Bifänge* vergeben. Dies ist einerseits ein Hinweis darauf, einen welch großen Arbeitsbedarf sie als großbäuerlicher Betrieb hatten und wie wirtschaftskräftig sie waren, andererseits aber auch ein Hinweis darauf, welche herausgehobene Stellung sie als Herrenhaus in der lokalen Umgebung hatten. Die im Netzwerk relevanten Akteure und Ressourcen aus den Schilderungen der GesprächspartnerInnen betrafen die Besitzerfamilie, Knechte und Mägde, benachbarte Tagelöhnerfamilien und Landmaschinenhändler sowie den wirtschaftskräftigen Betrieb, *Bifänge*, Hochzeitsausstattungen für DienstbotInnen und die Arbeitskraft.



Auf diesem Bild sieht man das Betriebsleiterehepaar mit zwei Dienstbotinnen, dem Kind einer der beiden und dem Landmaschinenhändler (rechts). Dieses Bild ist ein Sinnbild dafür, dass die Zeit des Herrenhauses dann ein Ende hatte, als die familienfremden Arbeitskräfte, d.h. die TagelöhnerInnen und DienstbotInnen durch arbeitssparende Maschinen ersetzt wurden. Dieses interpersonale Netzwerk, welches aus sozialen, hierarchischen Beziehungen gespeist wurde, wurde durch ein sozio-technisches Netzwerk aus Menschen und Maschinen abgelöst.

Nun zu einer weiteren Episode, wo das Thema soziale Anerkennung und Sozialprestige anders zur Geltung kommt. Es geht dabei um das Engagement der jungen Söhne in einer Zeit als das Herrenhaus passé war, d.h. der Vergangenheit angehörte. Die beiden Söhne des Hofes genossen eine Ausbildung in der landwirtschaftlichen Fachschule. Durch diese Ausbildung hatten sie Zugang zu Expertenwissen und konnten auch Potential für Veränderungen am Betrieb sammeln. Sie waren zu dieser Zeit zwar noch nicht

selber entscheidungskräftig, sie konnten sich aber über Innovationen und den Stand der Technik informieren. Sie waren u.a. auch politisch engagiert. Der jüngere Sohn und spätere Hofübernehmer war Obmann der Jungen Volkspartei in der Region. Durch diese Stellung als Jungpolitiker hat er sich auch sozial distinguert und das soziale Prestige, welches immer schon am Betrieb wichtig war, auf diese Art und Weise weitergeführt. Die beiden Söhne haben sich auch im *Ländlichen Fortbildungswerk*, der Jugendorganisation der Landwirtschaftskammer engagiert. Auch dieses Engagement förderte das Ansehen unter den Berufskollegen und trug zum sozialen Status der beiden jungen Männer bei. Neben diesem regionalen Engagement wurden auch internationale Netzwerke über einen länderübergreifenden Austausch insbesondere zwischen Deutschland und Österreich gebildet. Dieser Austausch innerhalb einer gemeinsamen Interessensgruppe innerhalb der länderübergreifenden *Peer-Group* hat auch zur gegenseitigen Inspiration beigetragen. Es wurden gegenseitig Besuche abgestattet. Besuche der jungen Männer in Deutschland haben dazu geführt, dass weitreichende Innovationen am Betrieb vorbereitet wurden. Das Bild zeigt den Neubau einer Kranhalle. Die Söhne waren im deutschen Allgäu und haben dort die großen, hochtechnisierten Betriebe besichtigt. In voller Begeisterung über die Neuheiten, die sie da in Deutschland gesehen haben, drängten sie den Vater nach Allgäuer Vorbild auch Maßnahmen am eigenen Betrieb umzusetzen.



Akteure und Ressourcen betreffen in diesem Fall die Fachschule, Internationale Peergruppe, Junge Volkspartei, Ländliches Fortbildungswerk und Expertenwissen.

Fallbeispiel 3 Sozialprestige Exkursionsbetrieb

In diesem letzten Fallbeispiel und Form der sozialen Anerkennung geht es in dieser Phase der Betriebsentwicklung darum, dass diese Investitionen am Betrieb tatsächlich umgesetzt wurden. Der jüngere Sohn hat wie schon erwähnt, den Betrieb übernommen. Seine Betriebsführung war charakterisiert dadurch, dass er sich sehr flexibel auf Marktchancen und Risiken angepasst hat. Er hat seine Wirtschaftsweise immer wieder umgestellt, je nachdem was gerade am Markt gut gegangen ist. Innovative Investitionen waren z.B. eine der damals österreichweit modernsten automatischen Fütterungsanlage für Milchkühe. Auch die Größe des Stalls und der Heukran sind Beispiele für Neuheiten, die damals am Betrieb umgesetzt wurden. Der Betriebsinhaber hat dabei das Risiko, Vorreiter und Avantgarde zu sein, auf sich genommen. Ein weiteres Beispiel für eine radikale Umstellung aufgrund einer Marktchance ist, dass alle Rinder in den 1990er Jahren am Hof versteigert und auf Schweinemast umgestellt wurden. Man führte diese Umstellung nicht alleine durch sondern in Form einer Betriebskooperation mit dem Bruder. Die beiden Geschwister begannen mit einer Schweinehaltungs-Betriebskooperation. Diese Neuerungen und Betriebsumstellungen wurden in enger Zusammenarbeit mit der Landwirtschaftskammer vollzogen. Insbesondere der Kammersekretär hat die Betriebe beraten und

auch Vorschläge für Neuerungen eingebracht. Laut Schilderungen der Interviewpartner hat die Landwirtschaftskammer im Betrieb der Familien Aigner einen Vorreiter- und Vorzeigebetrieb gesehen. Der jetzige Betriebsinhaber berichtet, dass sein Anwesen ein *Exkursionsbetrieb* war, d.h. BerufskollegInnen sind dorthin gepilgert, landwirtschaftliche Schulen haben ihre FachschülerInnen dorthin geschickt und es wurden Kurse abgehalten. In der Zeitschrift *TopAgrar* wurde die Betriebskooperation porträtiert. Es ist jedoch festzuhalten, dass diese Kooperation aufgrund persönlicher, familieninternen Gründen nicht lange dauerte. Durch einen Streit zwischen den Brüdern kam es zu einem Scheitern.

Kehren wir nun wieder zur Frage der Netzwerke zurück. Wie zeigt sich diese Kombination zwischen unternehmerischen und bäuerlichen Strategien im Strukturwandel auf diesen Betrieben? Bei der *Familie Huber* haben wir 1954 die *vorsichtige Solidargemeinschaft*, wo der Glaube des Nachbarschaftsnetzwerks an die Leistungsfähigkeit des Betriebs sehr viel davon ausmacht, wie viel Kredit sie kriegen. In den 1960er und 1970er Jahren gibt es mit dem Kammersekretär einen neuen starken Akteur in diesem Netzwerk, dessen Glauben den Leuten jetzt mehr und anderen Kredit verschafft. Es gibt nun diese *innovative Allianz* zwischen dem Ehepaar Huber und dem Kammersekretär, welche zu Investitionen führt. An der Stelle, wo sie an die Grenzen dieses marktorientierten Umsetzens dieser Innovationen kommen, stellen sie um und wenden eine stärker bäuerliche Strategie an, um das zu bewältigen. Im Sinne der anfangs dargestellten Grafik der beiden Modi, wo Mittel und Ressourcen ineinander einspeisen, genau das passiert hier. Es gibt da also eine sehr fruchtbare Kombination zwischen dem Bäuerlichen und dem Unternehmerischen. In der letzten Phase ist die Situation ganz anders. Hier sehen wir ein sehr *vorsichtiges bäuerliches Unternehmerpaar*. Sie beschreiben sich auch selber so. Das unternehmerische Element sind die betriebswirtschaftlichen Techniken, die betriebswirtschaftlichen Begriffe und die Sprache, die da gepflogen wird. Das Bäuerliche daran, ist dass die Leute aber ganz klar ausweisen, was sie als bäuerliche Wirtschaftstreibende von anderen Wirtschaftstreibenden unterscheidet. Sie beschreiben auch ganz klar eine sehr vorsichtige Strategie beim Aufnehmen von Krediten. Sie sind sich also sehr bewusst über die limitierten Chancen aus den Investitionen wieder Gewinne zu generieren.

Welche Geschichte von welchen Netzwerken?



Bei der *Familie Aigner* dominiert das Thema *Sozialprestige*. Hier herrscht das klassische herrenbäuerliche *Patron-Klientel-Netzwerk*. Im Laufe der Zeit fällt die Klientel weg. Das ist das Hauptmotiv, warum umgestellt werden muss. Die Leute haben andere Erwerbsalternativen und stehen nicht mehr zur Verfügung für diesen Tausch von gepflügtem Land für Arbeit. Der Landmaschinenhändler auf dem vorigen Bild ist irgendwie das Symbol für diesen Übergang. 1967 müssen sich die jungen Männer ihr Sozialprestige wo anders holen. Das können sie auch. Hier beginnt die Phase, wo sie in der Schule lernen,

wie Fortschritt geht. Sie verfolgen nun diese Strategie ganz vehement auch innerhalb der politischen Struktur. Die distanzieren sich nun auf eine ganz andere Weise und über den lokalen Kontext hinaus. In der Phase von 1983 bis 2007 wird an diesem Betrieb mit den vielen Umstellungen, Innovationen und Investitionen (Stallneubauten, Hofmolkerei, Schulmilchproduktion usw.) ein sehr unternehmerisches Kalkül gepflogen. Es kommt zu radikalen Umstellungen, wie weg mit den Kühen und her mit den Schweinen, Betriebskooperation usw. aufgrund der starken Kapitalbasis des Betriebs. Zuletzt scheiterte die Kooperation an ungeklärten Vereinbarungen innerhalb der Familie. Das ist ein Risiko von informellen Verbindungen. Der eine Betrieb musste dem anderen Betrieb eine Entschädigung zahlen und verlor somit die Kapitalbasis, um weiter so innovativ zu investieren. Heute erzählen uns das Betriebsleiterpaar und der zukünftige Hofübernehmer, dass ihre Zukunftsstrategien nun wieder eher bäuerlich vorsichtig sind und bezogen auf die Ressourcen, die aus dem Betrieb generiert werden können.

Diskussion

Tamme: Um zu rekapitulieren ergeben sich für mich zwei Sphären, einerseits das sozio-technische Netzwerk und andererseits die soziale Distinktion, die in unterschiedlicher Gewichtung eine Bedeutung für die jeweiligen Familien und Unternehmer bäuerlicher Betriebe haben. Es wurden zwei Fallbeispiele mit narrativen Interviews erhoben und miteinander verglichen. In der Kombination zwischen der bäuerlichen Landwirtschaft und unternehmerischen Landwirtschaftsbetrieb konnten auf einer Zeitachse verschiedene Zäsuren bzw. Punkte ihrer Entwicklung nachvollzogen werden.

Pevetz: Sind Ihnen möglicherweise auch Fälle bekannt geworden, wo durch Intervention der Kammersekretäre die Bauern zu Investitionen oder Umstellungen veranlasst wurden, die letzten Endes dem Betrieb nicht gut getan und diese finanziell oder menschlich überfordert haben?

Garstenaue: Natürlich gibt es solche Fälle, nur leider kriegt man sie meistens nicht vor das Mikrofon. Das ist ein Bias, den man bei solchen Untersuchungen immer hat. Es erzählen immer lieber die Erfolgreichen. Wir hatten angedacht, ob wir es nicht schaffen auch gescheiterte Betriebe einbeziehen können, aber es hat sich herausgestellt, dass dies einen viel größeren Aufwand bräuchte, um die Beziehungen herzustellen und zu moderieren, dass man zu Interviews kommt. Wir sind dann zum Schluss gekommen, dass es für diese Geschichten wegen dem enorm großen Aufwand ein eigenes Forschungsprojekt bräuchte. Man hört die gescheiterten Geschichten allerdings schon als Geschichten von Dritten.

Tod: Ein klein wenig ist natürlich schon die Betriebskooperation im zweiten Fallbeispiel, die auf Anraten der Landwirtschaftskammer durchgeführt wurde, ein Beispiel für ein Scheitern. Sie sind nun auch der Meinung, dass Betriebskooperation nicht die Zukunft für alle Landwirtschaften sein kann.

Larcher: Ich hätte eine methodische Frage. Sie haben einen langen Zeitraum betrachtet. Waren Sie da bei den Familien zu mehreren Gesprächen, oder wurden alles in einem Interview abgehandelt und wie lange haben diese gedauert?

Tod: Aufgrund des langen Zeitraums haben wir versucht Betriebe auszuwählen, wo es mehrere Generationen gibt. Es wurden dann versucht, Einzelinterviews mit den einzelnen Generationen, Männer und Frauen getrennt, zu führen. Die Interviews dauerten in der Regel zwischen ein und zwei Stunden.

Larcher: Sie führen also öfters hin und interviewten die Leute getrennt voneinander.

Tod: Da gab es auch Varianten. Wir führen öfters hin, haben dann z.B. mit einer Generation begonnen und dann auch noch mit den anderen geredet. Oder wir führen zu mehr hin - oft zu drei Personen - und haben dann in drei verschiedenen Zimmern getrennte Interviews geführt.

Larcher: Die Rolle der Nähmaschine wurde mir nicht klar.

Garstenauer: Die Nähmaschine war eine weitere bäuerliche Strategie Geldmittel aufzustellen, um die Kreditrückzahlungen zu bewältigen. Die Bäuerin erzählte, dass sie in dieser Zeit die Kleider für ihre Kinder selber genäht hatte, weil für den Kauf kein Geld da war. Nähen ist zwar keine landwirtschaftliche Tätigkeit, wenn man aber den Bauernhof als ein Arrangement von Produzieren und Konsumieren betrachtet, dann gehört das hier auch hinein.

Aschenbrenner: Es viel das Zitat von *Bourdieu* vom Traktor als Trojanisches Pferd aber was wäre die Alternative zu einem Traktor als Synonym für die Technisierung?

Garstenauer: Der Traktor erscheint in der Tat auch relativ alternativlos in diesem Zeitraum.

Huber: Wie viele Fälle haben Sie untersucht und wie lassen sich diese strukturieren? Sie haben am Anfang zwischen den traditionellen landwirtschaftlichen Betrieben und den unternehmensorientierten Betrieben unterschieden. Wie lassen sich die Fälle auf diese beiden Gruppen verteilen? Auf was ich hinaus will ist, dass es auch so sein könnte, dass es eine Strömung nicht nur zu unternehmerischen Betrieben sondern auch den Verlust des Bezugs zur Landwirtschaft geben könnte. Wie viele Fälle haben Sie überhaupt untersucht?

Garstenauer: Wir haben an zehn Betrieben Interviews geführt und davon vier Betriebe genauer ausgewertet. Insgesamt waren es an die 30 Interviews an zehn Betrieben.

Huber: Von diesen vier Betrieben gehören also je zwei den beiden Gruppen an?

Garstenauer: Nein, es wurde nicht gesampelt. Wir haben versucht nach natur- und verkehrsräumlicher Lage zu streuen. Das Problem in der qualitativen Sozialforschung ist, dass man wegen dem sehr aufwendigen Verfahren nie so viel Zeit hat. Wir hatten nicht vor die Betriebe als bäuerlich und unternehmerisch zu beschreiben. Das geht auch auf *van der Ploeg* zurück, dessen Kritik ist ja auch an der Sichtweise, dass der Strukturwandel von einem zum anderen geht. Selbst in den Niederlanden, wo der Wandel viel stärker war, wurde die Verflechtung zwischen den beiden nicht gesehen. Damit wurden in der Agrarpolitik auch Chancen zerstört. Das ist *van der Ploegs* niederländische Analyse. In Österreich war das anders, da die Agrarpolitik nicht so stark auf die unternehmerische Schiene ausgerichtet war. Da gab es viele sehr differenzierte Ansätze in diesem Zeitraum. Wir haben uns auf die bäuerliche Landwirtschaft konzentriert und sind von der Prämisse ausgegangen, dass auf allen Betrieben diese Mischung gegeben ist.

Huber: Der Schwerpunkt lag aber wohl bei den traditionellen Haupterwerbsbetrieben und nicht bei den Nebenerwerbslandwirten?

Garstenauer: Auch hier wurde gemischt, allerdings im Zuge der Auswertung haben wir uns auf die Haupterwerbsbetriebe konzentriert. Das hängt damit zusammen, dass wir auch statistische Auswertungen durchgeführt haben. Der Fortschritt ist irgendwie ein Thema, welches die ganze Studie durchdringt. Wir haben niemanden gefunden, der von sich behauptet hätte, er wäre nicht fortschrittlich. Fortschrittlich sind alle. Somit gab es einen gewissen Bias hin zu den erfolgreichen Betrieben. Wir haben natürlich auch die anderen mitinterviewt. Sie waren für uns eine gute Kontrastfolie für die Interpretation, aber in der Auswertung ging uns die Zeit aus.

Tod: Vielleicht noch ein Wort zur Auswahl der Betriebe: wir präsentierten nur ein Modul des Projektes. Es gibt noch zwei weitere. Eines davon beruht auf Auswertungen von Betriebsstatistiken, die in Vierjahresschritten genau für den Zeitraum zur Verfügung standen. Aufgrund der Ergebnisse der Agrarstrukturhebung wurde eine erste Auswahl an Betrieben getroffen und Bezüge zu den Agrarstatistikergebnissen hergestellt.

Huber: Das waren also sozusagen Buchführungsbetriebe.

Tod: Nein, das waren die land- und forstwirtschaftlichen Betriebskarten. Die Ergebnisse dieser Hoferhebung sind für den Untersuchungszeitraum gemeindeweise verfügbar. Aus der Typologie, die sich aus der betriebsstatistischen Auswertung ergeben hat, wollten wir für jeden Typ jeweils einen Hof haben.

Prop: Ich hätte eine Frage zum Thema jetziger Agrarpolitik. Die bäuerliche Vorsichtigkeit ist mir als Schlusswort in Erinnerung geblieben. Prinzipiell ist das Ziel des Lebensministeriums, dass der Landwirt/die Landwirtin mehr unternehmerisch denken soll, wie das Schlagwort von „*Mein Betrieb – meine Zukunft - Vision 2020*“. Sie haben die bäuerliche und unternehmerische Landwirtschaft angesprochen. Könnte man sagen, dass derzeit man eher in Richtung unternehmerisch geht, dass ihre beiden Fälle aber eher wieder in die andere, eher vorsichtige bäuerliche Richtung gehen. Das steht eigentlich ziemlich im Kontrast zu dem, was in der jetzigen Agrarpolitik vorgesehen ist.

Garstenauer: Ich stimme Ihnen zu. Das ist uns sehr stark entgegengekommen bei Betrieben die selber vermarkten. Es gab da eine eigene Untersuchung, die gegenwartsnäher ist. Das Bild des Händlerbauern ist so das Ideal, das kursiert. Da gibt es auch Beispielfälle von Betrieben, die erfolgreich selbst vermarkten und dann meistens Doppelunternehmen sind. Auch im Bezirk Melk gibt es einen solchen erfolgreichen Betrieb. Mit dem sind auch manche von unseren InterviewpartnerInnen verwandt. Zu diesem Betrieb setzen sich diese Leute in Differenz. Sie diskutieren, ob sie das ähnlich machen können, wieso und warum nicht. Der zukünftige Hofübernehmer bei der Familie Aigner diskutiert z.B., dass er schon sieht, dass er ein solcher Händlerbauer werden sollte, aber es liegt ihm nicht, er möchte nicht. Er möchte Landwirt sein, denn das ist seine Leidenschaft. Er arbeitet sich sehr stark daran ab, dass er dieses vorgesetzte Ideal eigentlich schlecht erfüllen kann, weil er nicht will und es nicht seiner Begabung entspricht.

Prop: Ich hätte mir gedacht, dass wenn man die bäuerlichen und unternehmerischen Qualitäten gut miteinander kombiniert, das dann das Optimale wäre. Es wäre eigentlich auch gesellschaftspolitisch wichtig. Man kann ein guter Bauer sein und trotzdem unternehmerisch.

Garstenauer: Das ist genau was uns hier entgegentritt, nämlich eine über die gesamte Zeit relativ erfolgreiche Kombination von diesen beiden Elementen. Als Beispiel der Familie Aigner, die haben in den 1940er 1950er Jahren in die Großstrukturen vermarktet. In den 1980er Jahren beginnen sie selber Kanäle aufzubauen, z.B. Schulmilch zu produzieren und diese zu vermarkten. Jetzt gehen sie wieder zurück.

Tod: Wir haben die Erfahrung gemacht und dies ist auch, was *van der Ploeg* beobachtet hat, dass trotz der Propaganda unternehmerisch zu werden, Bäuerinnen und Bauern sich ihre bäuerlichen Handlungsweisen aufrechterhalten. Man versucht aufgrund negativer Erfahrungen oder auch was immer möglichst autark zu bleiben oder sich die Dinge im Kleinen bäuerlich zu erhalten.

Lichtmannsperger: Gott sei Dank konnte sich bei uns in Österreich die bäuerliche Landwirtschaft gut erhalten. Ich selber bin Milchbäuerin. Ich beobachte in der Milchwirtschaft die Bedeutung des Faktors Mensch. Hofübergaben und Kooperationen scheitern oft an der Familie. Das ist oft noch tragischer, als wenn zwei Betriebe nicht mehr funktionieren. Als Milchbauer/Milchbäuerin ist es toll, wenn man Kooperationen eingeht, wenn man Schulmilch macht, aber man stößt plötzlich an diese Grenzen, denn der Tag hat nur 24 Stunden. Man ist Tag und Nacht in Bereitschaft und das das ganze Jahr. Bei Hofübergaben in unserem Gebiet merke ich, dass alle zwar gerne Landwirtschaft bestreiben wollen, aber nicht unbedingt Milchwirtschaft. Wenn der Partner nicht mitmacht, dann wird es in einem kleinen bis mittleren Betrieb schwierig. Die Technik ist zwar vorhanden, aber die finanziellen Aufwände sind sehr groß. Das ist einfach das Spannungsfeld. Für den Traktorkauf fuhr man früher in den Wald, um ein paar Bäume umzuschneiden. Man findet heute nirgends so viel Wald, dass man sich einen Traktor kaufen könnte. Es gäbe dann keinen Wald mehr. Die Relation, d.h. die Schere ist weit auseinandergegangen. Wenn ich in der Milchwirtschaft bleiben will, muss ich alle zehn Jahre meinen Betrieb um 30% vergrößern, damit ich überhaupt den Stand halten kann. Das ist auch was ich von den Bauern/Bäuerinnen als Funktionärin höre. Es stößt dann meistens an die Grenzen der Frau, die bei uns im Flachgau die Kühe

melkt und auch die Kinder versorgt. Plötzlich ist alles nicht mehr zu bewältigen. Dieses arbeitsintensive Gebiet ist nicht einfach.

Garstenuer: Ich möchte hier noch einmal auf diese Schulmilchepisode zurückkommen. Denn genau hier wurde die Grenze zum Gewerbe erreicht. Die Entscheidung, damit wieder aufzuhören wurde getroffen, da eine Ausweitung als bäuerlicher Betrieb nicht mehr möglich war. Da hätte nämlich die Gewerbeordnung gegolten. Man hätte dann den Betrieb ganz anders ausrichten müssen. Im Kontext dieses bäuerlichen Familienbetriebes war dies nicht mehr drinnen. Man hätte ein ganz anderes Unternehmen aufbauen müssen. Die Familie entschied sich somit gegen diese Richtung und für eine andere landwirtschaftliche Strategie, die auf diesem bäuerlichen Betrieb geht.

Larcher: Prinzipiell, wenn ich das ganz vereinfacht sehe, hat der erste Betrieb nach dem Brand praktisch bei Null angefangen mit 9 Hektar Grund und einer Brandruine. Im Laufe der Jahre haben sie sich nach oben gearbeitet. Der zweite Betrieb begann auf einem völlig anderen Niveau. Mit 46 Hektar waren sie damals Großbauern. Heute sind sie immer noch fast so groß wie damals. Die Fläche ist nur um drei Hektar größer geworden. Wenn man nun den allgemeinen Trend im landwirtschaftlichen Strukturwandel betrachtet, dann wäre es interessant diese Betriebsentwicklungen im Verhältnis zur allgemeinen Entwicklung zu interpretieren. Die Familie Aigner hat im Vergleich eigentlich an Status verloren. Sie haben diesen Vorsprung, den sie in den 1940er und 1950er hatten, offenbar nicht halten können. Sie hatten daher doppelt riskante Strategien gefahren, einerseits nur mehr Schweinemast und andererseits die Kooperation, die schon gescheitert ist.

Garstenuer: Da müsste ich auf ein anderes Modul dieses Projekts verweisen, wo wir die Erhebung der landwirtschaftlichen Betriebsdaten und die statistische Auswertung gemacht haben.

Langthaler: Wir haben dies bei diesen zehn bzw. vier Fallstudien auf zwei Ebenen versucht. In den beiden Regionen Kammerbezirk Mank und Mödling hatten wir uns nicht nur diese zehn Betriebe angeschaut, sondern wir hatten auf der Basis der landwirtschaftlichen Betriebskarten von den späten 1940er Jahren aufwärts insgesamt ein Sample von ungefähr tausend Betrieben, welche wir agrarstatistisch für alle vier Jahre erfassen konnten. Mit dieser Datenbank konnten wir diese Betriebe bis in die 1980er Jahre verfolgen. Innerhalb dieser großen Gruppe können wir diese zehn ausgewählten und letztlich vier ausgearbeiteten Betriebe genau verorten. Wir können also diese vier Betriebsgeschichten in Relation zu diesen beiden Regionen stellen.

Larcher: Die Betriebe stehen also beispielhaft für verschiedene Betriebe in ihrer Region.

Langthaler: Genau und das war auch das Auswahlprinzip dieser zehn bzw. vier Fallstudien. Wir haben versucht aus dieser Gesamtentwicklung eine möglichst große Streuung an Betrieben zu erlangen. Dies war eine Ebene, die regionale Ebene. Auf der Basis der amtlichen Agrarstatistik haben wir uns auch angeschaut, wie sich der Agrarstrukturwandel in Österreich im Vergleich zu anderen europäischen Industriestaaten entwickelt. Dabei hat sich herausgestellt, dass dieser Agrarstrukturwandel, z.B. in Form der Abnahme der Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe von den 1940er bis 1980er Jahren, in Österreich vergleichsweise langsam erfolgte, z.B. im Vergleich zu den Niederlanden, das ein anderes Kontrastbeispiel ist. Die Frage lautet, warum in Österreich die Betriebe im internationalen Vergleich relativ beständig sind. Deswegen haben wir uns auch diese Erfolgsbetriebe angeschaut, die die Bewirtschaftungskontinuität von den 1940er bis zu den 1980er Jahren aufrechterhalten und nicht eben die Betriebe, die ausgeschieden sind. Letzteres wäre ein eigenes Forschungsprojekt. Wir haben versucht, diese Kontextualisierung auf regionaler, nationaler und internationaler Ebene im Rahmen unserer beschränkten Möglichkeiten durchzuführen.

Larcher: Auch ich machte die Erfahrung dass jene, welche ihre Betriebe aufgeben, nicht mehr bereit sind ein Interview zu geben. Es gibt eine emotionale Barriere. Sie wollen das nicht mehr aufwühlen. Selbst bei einem eigenen Forschungsprojekt wäre das eine große Herausforderung.

Garstenuer: Das ist auch forschersich extrem belastend, wenn man sich mit dem Scheitern persönlich auseinandersetzen muss.

Larcher: Wir sind dazu auch nicht ausgebildet, emotionale Prozesse, die wir damit in Gang bringen, vernünftig zu begleiten.

Prop: Vielleicht sollte man da eine psychotherapeutische Kooperation machen.

Lichtmannsperger: Dafür gibt es die Initiative „Lebensqualität Bauernhof“.



Der Titel der Präsentation von **Wolfgang Huber** vom Institut für Marketing & Innovation des Departments für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Universität für Bodenkultur Wien sowie vom Marktanalyse- & Innovationsforschungsteam der Kompetenzzentrum Holz GmbH (Wood K plus) lautet *Waldbezogene Objektwelten und Handlungsmuster von WaldbetriebsleiterInnen im Lichte des Agrarstrukturwandels in Österreich*. Zunächst soll dabei auf die Problemstellung eingegangen, der Hintergrund und der Zugang zum Thema beleuchtet werden. Dann soll der Strukturwandel in land- und forstwirtschaftlichen Betrieben skizziert, die qualitative Studie vorgestellt und abschließend ausgewählte Studienergebnisse im Lichte des Agrarstrukturwandels betrachtet werden.

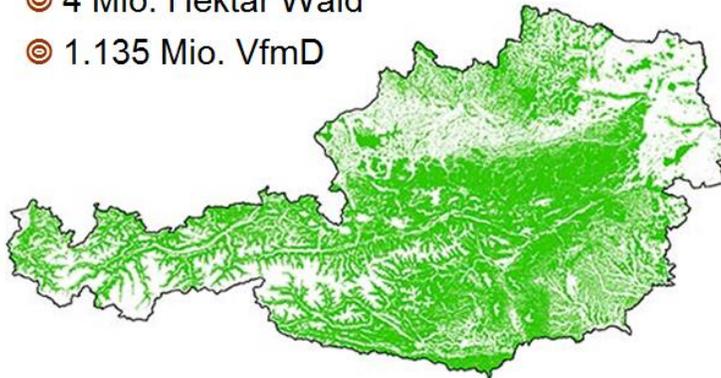
Österreich ist ein sehr walddreiches Land. Knapp die Hälfte der Staatsfläche ist mit Wald bedeckt. Wald hat eine große Bedeutung für Österreich. Neben vielen Umweltleistungen gewinnt der Wald als Lieferant des nachhaltigen Rohstoffes Holz sowohl für die energetische als auch für die stoffliche Verwertung immer mehr an Bedeutung, d.h. der Holz hunger der holzverarbeitenden Industrie sowie der Biomasseheizwerke wächst.

Ressource Wald in Österreich



Universität für Bodenkultur Wien
Department für Wirtschafts- und
Sozialwissenschaften

- ☉ 47,6% der österr. Staatsfläche ist Wald
- ☉ 4 Mio. Hektar Wald
- ☉ 1.135 Mio. VfmD



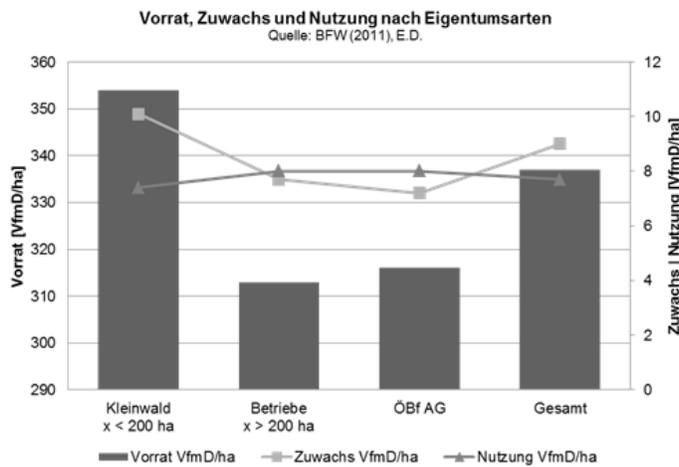
Wenn man sich die Waldbewirtschaftung im österreichischen Ertragswald anschaut, d.h. in jenem Wald in dem die Bewirtschaftung stattfindet, dann sieht man in der folgenden Grafik in der Spalte ganz rechts den Hektarvorrat gesamt betrachtet, der sich etwa bei 340 VfmD/ha (Vorratsfestmeter Derbholz pro Hektar) bewegt. Die beiden Linien zeigen den Zuwachs und die Nutzung. Man sieht dabei, dass in Österreich gesamt betrachtet alljährlich mehr Holz zuwächst als genutzt wird. Interessant wird es, wenn man das Ganze nach Eigentumsart herunterbricht. Laut Statistik Austria wird dabei in drei Eigentumsarten unterschieden: in (i) den *Kleinwald* unter 200 Hektar, (ii) die großen *privaten Forstbetriebe*

über 200 Hektar und (iii) die *Österreichische Bundesforste AG (ÖBF)*. Es fällt dabei auf, dass bei den ökonomisch orientierten Betrieben und bei den ÖBF der Hektarvorrat weit geringer ist als im Kleinwald. Wenn man die beiden Linien Zuwachs und Nutzung betrachtet, so sieht man, dass bei diesen beiden Eigentumsarten laut Inventur im Moment eine Übernutzung stattfindet. Im Kleinwald dagegen ist der Hektarvorrat sehr hoch, es gibt also große Reserven, die man mobilisieren könnte. Man sieht auch sehr schön, dass im Kleinwald weit weniger Holz genutzt wird als zuwächst. Das Fazit daraus ist, dass eigentlich die zusätzlich mobilisierbaren Holzreserven, die der Industrie abgehen, im Kleinwald schlummern.

Waldbewirtschaftung im österreichischen Ertragswald



Universität für Bodenkultur Wien
Department für Wirtschafts- und
Sozialwissenschaften



🎯 Holzreserven schlummern im Kleinwald

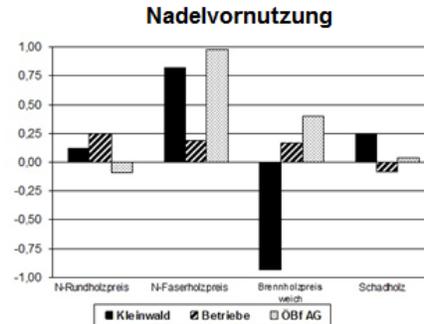
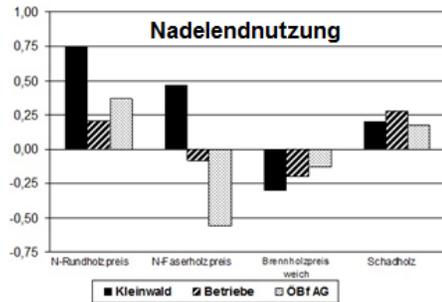
Unter Federführung von *Prof. Peter Schwarzbauer* vom Institut für Marketing & Innovation an der Universität für Bodenkultur Wien wurde eine ökonometrische Analyse durchgeführt. Dabei wurde das Angebotsverhalten der österreichischen Forstwirtschaft nach Eigentumsarten analysiert. In der folgenden Grafik werden die einzelnen *Preiselastizitäten* dargestellt, d.h. wie der Kleinwald, die großen privaten Forstbetriebe und die ÖBF auf den Holzpreis reagieren. Die schwarzen Balken in der linken Grafik stehen für den Kleinwald, welcher sehr stark und marktrichtig auf den Preis reagiert. Eine Steigerung des Sägerundholzpreises würde demnach ein Mehrangebot an Holz aus dem Kleinwald bedeuten.

Angebotsverhalten der österr. Forstwirtschaft nach Eigentumsarten



Universität für Bodenkultur Wien
Department für Wirtschafts- und
Sozialwissenschaften

- ⊙ Hohe Preiselastizitäten im Kleinwald ($x < 200\text{ha}$)
- ⊙ Holzpreissteigerung – eine Mobilisierungsstrategie?



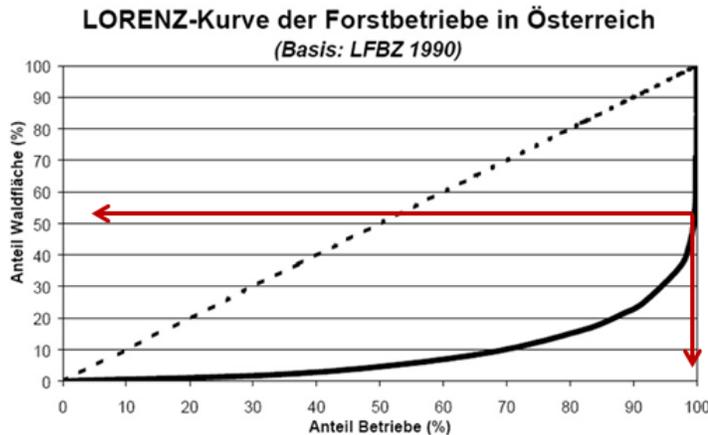
Quelle: Schwarzbauer, Huber und Stern (2010)

In der österreichischen Privatwaldforschung ist man immer davon ausgegangen, dass es sich bei den WaldeigentümerInnen um ein homogenes Kollektiv handelt, das sich eine ökonomische Holzproduktion zum primären Ziel gesetzt hat (vgl. *Kvarda* 2004:459). Darauf aufbauend hat man in der Praxis aus dem ökonomischen Motiv Holzmobilisierungsstrategien entwickelt (vgl. *Huber* 2007), wie z.B. der Slogan des *Waldoverband Österreichs* „Mein Wald finanziert mir heuer mein Wellness-Bad.“ Mit dem ökonomischen Motiv lassen sich natürlich einige WaldeigentümerInnen mobilisieren, dass dies nicht bei allen funktioniert, verdeutlicht folgende Grafik mit der *Lorenz-Kurve* zur Struktur der Forstbetriebe in Österreich. In Österreich besitzen fast 100% der Forstbetriebe bzw. WaldeigentümerInnen etwa 50% des österreichischen Waldes. Eine verschwindend kleine Gruppe besitzt ebenfalls ungefähr 50% des Waldes. Die annähernd 100% der Forstbetriebe mit 50% des gesamten Waldes besitzen nur mehr 5 Hektar im Durchschnitt. D.h. für viele ist aufgrund der geringen Waldgröße die ökonomische Bedeutung sehr gering.

Struktur der Forstbetriebe in Österreich



Universität für Bodenkultur Wien
Department für Wirtschafts- und
Sozialwissenschaften



🎯 **99,9%** der Forstbetriebe in Österreich **besitzen ~50%** d. österr. Waldes

Der Agrarstrukturwandel in Österreich vollzieht sich weiterhin. Dieser hat dazu geführt, dass der Bezug zur Land- und Forstwirtschaft immer mehr verloren geht. *Hogl et al.* (2003) untersuchten den Strukturwandel in land- und forstwirtschaftlichen Betrieben anhand einer repräsentativen Befragung unter 1.000 Betrieben in ganz Österreich. Dabei wurden verschiedene Typen von WaldeigentümerInnen ausgewiesen. Es ergaben sich 20% bäuerliche WaldeigentümerInnen, 20% NebenerwerbslandwirtInnen, 12% KleinstädterInnen mit landwirtschaftlichem Hintergrund, 16% BerufsaussteigerInnen, 10% HofaussteigerInnen, 9% urbane WaldbesitzerInnen und 13% landwirtschaftsferne WaldbesitzerInnen. Die bäuerlichen WaldeigentümerInnen sind die traditionellen WaldeigentümerInnen, die noch stark in der Landwirtschaft verankert sind. Die landwirtschaftsfernen WaldbesitzerInnen sind jene, die überhaupt den Bezug zur Land- und Forstwirtschaft verloren haben. Es ist besonders schwierig, dieses Klientel zu überzeugen, dass Waldbewirtschaftung Sinn macht und dass man damit auch Geld verdienen kann. Aus dieser Studie geht leider kein ausreichender Erklärungsansatz hervor, warum sich die WaldeigentümerInnen so verhalten, wie sie sich verhalten.

Genau an diesem Punkt haben wir mit unserer qualitativen Studie angesetzt. Das Ziel war der Versuch, die waldbezogenen Objektwelten und damit verbundenen Handlungsmuster von WaldbetriebsleiterInnen auf Basis von Fallstudien zu rekonstruieren. Es wurde dabei im Vorfeld ein sehr offener Ansatz gewählt. Die Literaturrecherche wurde erst im Anschluss durchgeführt. Folgende theoretische Fragestellungen wurden formuliert:

- Welche Bedeutung hat der Wald für seine WaldbetriebsleiterInnen?
- Welche Phänomene spielen dabei eine Rolle?
- Welche Handlungsmuster ergeben sich daraus?

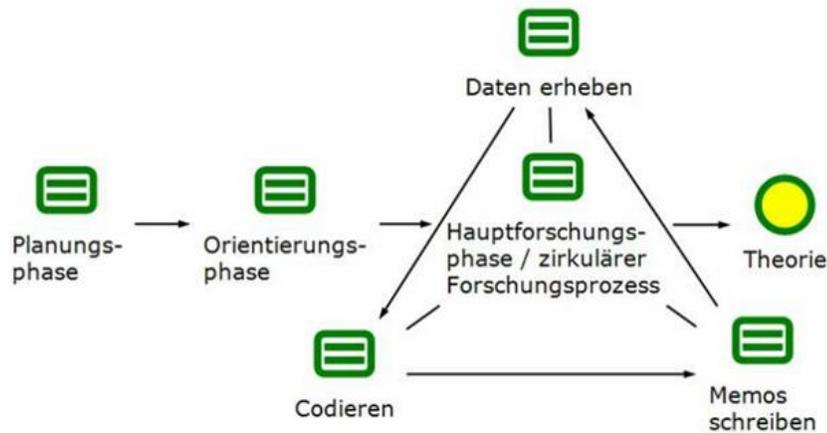
Aus den verschiedenen Forschungsperspektiven in der qualitativen Sozialforschung wurde das Forschungsparadigma der *Grounded Theory* ausgewählt (vgl. *Flick et al.* 2007). Das ist ein sehr offener Ansatz. Es wurden Zugänge zu subjektiven Sichtweisen angestrebt. In Anlehnung an *Lueger* (2000) wurde folgendes Forschungsdesign konstruiert. Wir fingen mit einer Planungsphase an, gingen in eine Orientierungsphase über, erst dann hat die Hauptforschungsphase mit einem zirkulären Forschungsprozess stattgefunden. Nach der Methode des theoretischen Samplings gingen wir sehr offen

in das Feld. Zunächst wurden zwei, drei Fälle ausgesucht, interviewt, transkribiert, interpretiert, analysiert und Hypothesen abgeleitet. Auf Basis dieser Hypothesen gingen wir wieder ins Feld hinein.

Forschungsdesign



Universität für Bodenkultur Wien
Department für Wirtschafts- und
Sozialwissenschaften



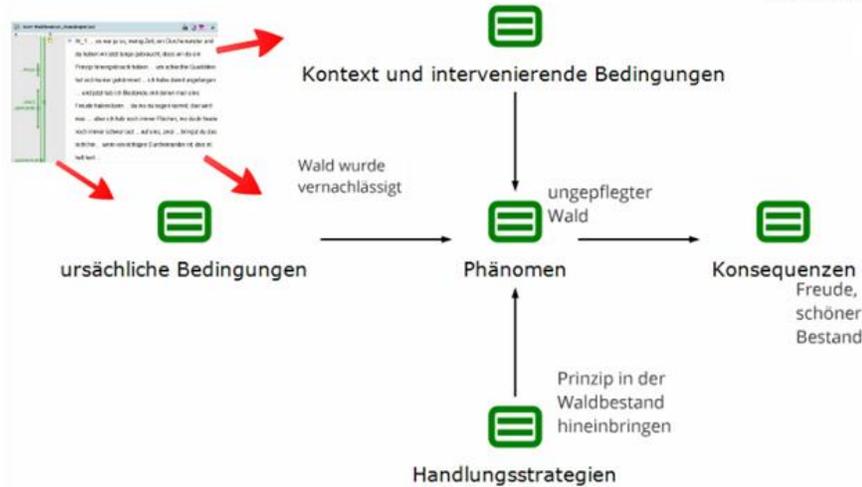
Dieser zirkuläre Forschungsprozess wurde zehnmal wiederholt bis es zur theoretischen Sättigung gekommen ist. Erst dann wurde versucht eine Theorie zu skizzieren. Es wurde versucht, Puzzlesteine zusammensetzen, um ein Bild zu erkennen.

Die narrativen Interviews waren sehr offen und begannen mit der erzählgenerierenden Einstiegsfrage „Was fällt Ihnen spontan ein, wenn Sie an Ihren Wald denken?“ Zusätzlich hatten wir uns für wortkarge ProbandInnen Impulsfragen überlegt. Wir gingen aber wohlgernekt offen und nicht leitfadensorientiert vor. Den Weg ins Feld erschlossen wir über *Gatekeeper*. Es wurde darauf geachtet, dass diese weit gestreut sind und dass es keine einseitige Beeinflussung gibt. Jeder Gatekeeper ist natürlich bemüht, in seine Richtung zu beeinflussen. Insgesamt wurden 16 Gatekeeper befragt, je vier aus der Gruppe der Interessensvertretung und Personen aus dem sozialen Umfeld des Forschers, je drei von den Behörden und WaldeigentümerInnen sowie zwei aus Kooperationen. Bei den Interviews selber waren 46 Personen beteiligt. Der Untersuchungsgegenstand bzw. Fokus waren *WaldbetriebsleiterInnen*, die zum Zeitpunkt der Befragung mit der Betreuung eines Waldes in Österreich beauftragt waren. 23 bzw. 50% der befragten Personen waren sowohl WaldbetriebsleiterInnen als auch WaldeigentümerInnen.

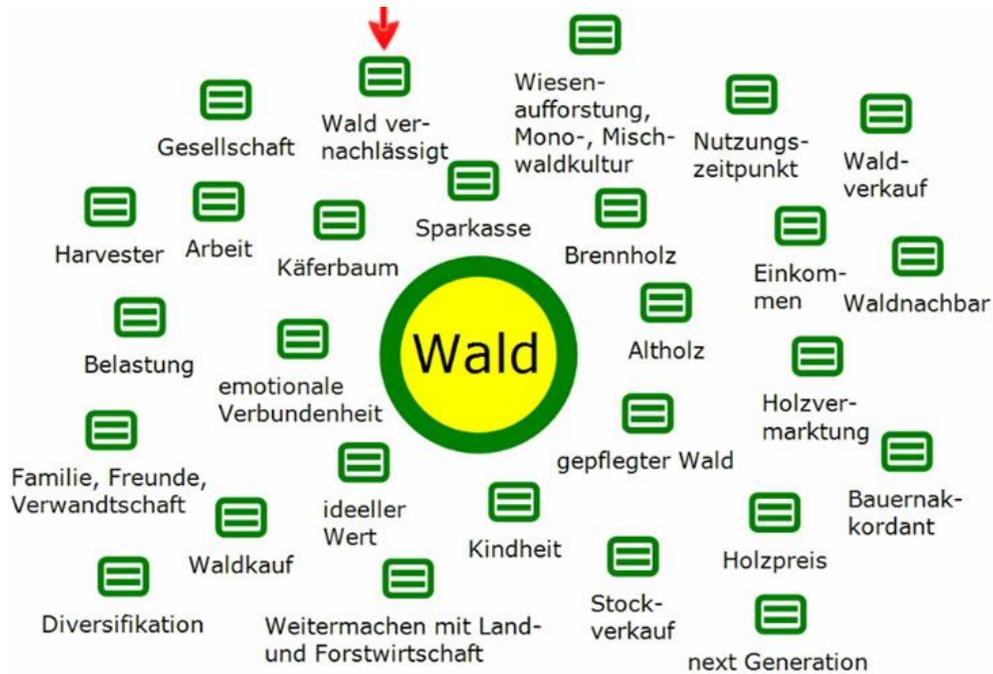
Bei der Analyse gingen wir nach der theoretischen Methode des *Axialen Codierens* nach *Strauss/Corbin* (1990) vor. Es wurden Codes, Phänomene, Handlungsstrategien und Wirkungskomplexe identifiziert sowie Aussagen miteinander im Kontext der ursächlichen und intervenierenden Bedingungen und Handlungsstrategien verknüpft.



Axiales Codieren



Auf diese Weise sind wir zu Interpretationen gekommen, wie z.B.: „... die Vorgeneration an WaldeigentümerInnen hat sich nicht um den eigenen Wald gekümmert“ und „... erst die Nachkriegsgeneration an WaldeigentümerInnen hat damit angefangen, den Wald zu pflegen bzw. ein sogenanntes Prinzip in den Waldbestand hineinzubringen...“. Folgende sehr abstrahierte Objektwelt hat sich dabei ergeben. Was verbirgt sich hinter dem theoretischen Konstrukt „der Wald wurde vernachlässigt“ beim roten Pfeil?



Hier konnten wir eine Aussage von WaldbetriebsleiterInnen finalisieren, welche ein diversifizierungsbedingtes Handlungsmuster verfolgen, bewirtschaften ihren Wald im Sinne einer kontinuierlichen Waldpflege intensiver als es ihre Vorfahren getan haben. Was waren die ursächlichen Bedingungen für die Diversifikation, für das Weitermachen mit der Land- und Forstwirtschaft, wenn man

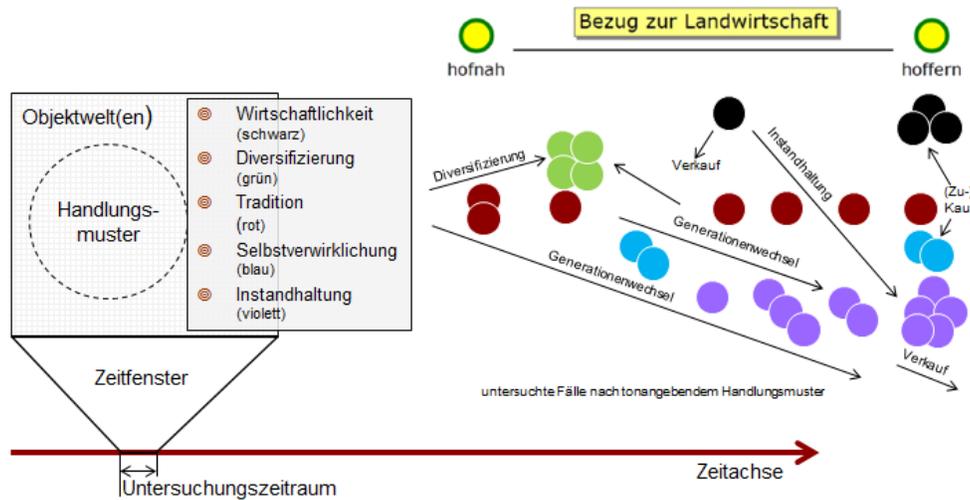
stattgefunden hätte bzw. nicht stattfinden würde, dann wären die traditionsbedingten und wirtschaftlichkeitsbedingten Handlungsmuster vorherrschend, durch den Strukturwandel ergeben sich neue Strömungen, vom Traditionellen in Richtung Diversifizierung, mit dem Generationenwechsel auch in Richtung der Instandhaltungsbetriebe. Wenn das Interesse ganz stark nachlässt, dann geht es in Richtung Verkauf usw. Bei hofnah sind die WaldbetriebsleiterInnen sehr stark mit der Land- und Forstwirtschaft verknüpft, hoffern sind jene, die den Bezug dazu verloren haben.

Handlungsmuster von WaldbetriebsleiterInnen im Lichte des Agrarstrukturwandels

Schlussfolgerungen



Universität für Bodenkultur Wien
Department für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften



Wenn man sich die Handlungsmuster im Lichte der *Waldökosystemdienstleistungen* in Richtung Zukunft blickend anschaut, so ergibt sich beim wirtschaftlichkeitsbedingten Handlungsmuster sowohl ein Plus als auch ein Minus. Die Betriebe, die wir untersucht haben, meinten in erster Linie, dass die Fichte ihr Brotbaum wäre. Damit bewegt sich alles in Richtung Monokultur. Nachhaltigkeit ist natürlich sehr positiv. Wenn der Wald bewirtschaftet wird, ist er auch sehr stabil in Richtung Waldökosystemdienstleistungen. In Bezug auf den Klimawandel konnten wir herausfinden, dass diese Betriebe erst mit Gegenmaßnahmen reagieren, wenn sie direkt vom Klimawandel betroffen sind. Sie versuchen natürlich aufgrund der wirtschaftlichen Überlegung nach wie vor sich am Brotbaum Fichte zu orientieren. Erst wenn es nicht mehr geht, bleibt ihnen nichts mehr übrig, als auf Mischwald umzustellen. Bei den Diversifizierungsbetrieben kommen wir im Lichte der Waldökosystemdienstleistungen zum Schluss, dass sich das sehr positiv auswirkt. Diversifizierungsbetriebe bewirtschaften den Wald intensiver als ihre Vorfahren, d.h. auch nachhaltiger mit ökologischen und ökonomischen Überlegungen, die da dahinter stehen. Bei den traditionsbedingten WaldbetriebsleiterInnen ist das eher negativ zu sehen. Das sind jene, die den Wald als „Plenter- oder Plünderwald“ sehen. Sie gehen nur in den Wald, wenn sie Holz brauchen. Beim selbstverwirklichungsbedingten Handlungsmuster, das sind diese Hobby-WaldeigentümerInnen, sind die Waldökosystemdienstleistungen ebenfalls sehr positiv zu bewerten, weil diese in Richtung Mischwaldkulturen gehen, da sie negative Erfahrungen mit Fichtenreinbeständen gemacht haben. Sie sind sehr experimentierfreudig und müssen ja im Grunde nichts erwirtschaften, weil das nur ihr Hobby ist. Sie stecken auch gerne Geld hinein. Beim instandhaltungsbedingten Handlungsmuster, das sind jene die sich von der Land- und Forstwirtschaft entfernt oder nur mehr wenig Bezug dazu haben, gibt es bei der Bewertung der Waldökosystemdienstleistungen sowohl ein Plus als auch ein Minus. Das Bild eines gepflegten Waldes kann sehr unterschiedlich sein. Da kommt es darauf an,

welches Bild die WaldeigentümerInnen haben. Es gibt da das klassische Bild, dass der Boden „aufgeräumt“ d.h. ausgeräumt sein muss. Das ist dann ein „sauberer“ Wald. Die EigentümerInnen schauen sich dabei nie die Baumkronen an usw. Das Motiv v.a. bei den Älteren, warum sie im Wald etwas tun, ist eine soziale Norm: „Vor meiner Haustüre muss gekehrt, muss alles in Ordnung sein.“ Andererseits gibt es da auch die Angst vor Naturkatastrophen.

Handlungsmuster von WaldbetriebsleiterInnen im Lichte der Waldökosystemdienstleistungen



Universität für Bodenkultur Wien
Department für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Schlussfolgerungen

⊙ Handlungsmuster	⊙ Zielsetzung	⊙ Motiv
+ ❖ wirtschaftlichkeitsbedingtes -	❖ Brotbaum Fichte ❖ Nachhaltigkeit	❖ Gegenmaßnahmen erst bei direkter Betroffenheit infolge des Klimawandels
+ ❖ diversifizierungsbedingtes	❖ intensivere Bewirtschaftung (Nachhaltigkeit)	❖ Ökologie und Ökonomie , Förderung des Bestandeswachstums
+ ❖ traditionsbedingtes -	❖ Bedarfs-/ Brennholz -nutzung	❖ Bauern-, Plenter- oder Plünderwald
+ ❖ selbstverwirklichungsbedingtes	❖ Mischwaldkultur	❖ negative Erfahrungen mit Fichtenreinbeständen , experimentierfreudig
+ ❖ instandhaltungsbedingtes -	❖ gepflegter Waldzustand, Einhaltung Forstgesetz	❖ Angst vor Naturkatastrophen, soziale Norm

Auswirkungen auf die Ökosystemdienstleistungen des Waldes + positiv - negativ

Abschließend sollen nochmals kurz die Auswirkungen des Agrarstrukturwandels auf Basis der Fallstudien umrissen werden.

- Auf die *Ökosystemdienstleistungen* wirkt sich der Agrarstrukturwandel positiv aus, da vor allem bei neuartigen bzw. nicht traditionellen WaldbetriebsleiterInnen ein Umdenken weg von Fichtenmono- in Richtung Mischwaldkulturen identifiziert werden konnte.
- Auf die *Holzverarbeitende Industrie* wirkt sich Agrarstrukturwandel positiv auf die Intensität der Bewirtschaftung von Wäldern aktiver WaldbetriebsleiterInnen aus, was schlussendlich zur Steigerung der Angebotsmenge aus dem österreichischen Wald führt, andererseits wird es in Zukunft infolge der Bestandesumwandlung von Fichtenmonokultur in Mischwald logistisch noch schwieriger sein, Holz aus kleinstrukturierten Privatwäldern zu mobilisieren, da sich aufgrund der Mischwaldkulturen noch kleinere Nutzholzmengen je Sortiment und Holzart ergeben werden.
- Auf die *Erreichbarkeit von WaldbetriebsleiterInnen* werden die traditionellen Kommunikationsstrategien z.B. über die Kammerberatung infolge der Zunahme nicht-traditioneller WaldeigentümerInnen immer mehr an Bedeutung verlieren, womit es in Zukunft Kommunikationsstrategien braucht, welche die Informationskanäle (z.B. Web 2.0) sowie die Sprache hoffermer sowie inaktiver WaldeigentümerInnen berücksichtigen.

Diskussion

Tamme: Als Ausgangspunkt wurde eine Erklärung geliefert, warum im Kleinwaldbesitz Holz trotz höherer Preise zurückgehalten wird. Hier setzt die Studie an, weil die Preiselastizität als Vehikel offenbar

nicht erklärt, warum es so große Reserven im Kleinwald gibt. Es wurden Fallstudien durchgeführt. Die Auswertung erfolgte anhand der *Grounded Theory*, wo subjektive Sichtweisen erklärt und interpretiert werden. Die narrativen offenen Interviews wurden axial codiert. Es gab 46 UntersuchungsteilnehmerInnen bei 32 Interviews und es wurden fünf Haupthandlungsmuster identifiziert. Das war einerseits die Wirtschaftlichkeit, die Diversifizierung, Tradition, Selbstverwirklichung und Instandhaltung. Ziele und Motive, die damit verbunden sind, wurden in weiterer Folge zugeordnet. Daran setzen Strategien an, wie man auf diese unterschiedlichen Handlungsmuster in Zukunft eingehen kann, um mehr Holz zu mobilisieren.

Pevetz: Es gibt also zwei wichtige Unterscheidungsgruppen. Das eine sind die hofnahen, das andere die hoffernen Waldbesitzer. Das dürfte sich wahrscheinlich mehr oder minder decken, mit landwirtschaftsverbundenen und den nicht mehr landwirtschaftsverbundenen Waldbesitzern. Nun hat derjenige, der keine Beziehung mehr zur Landwirtschaft, der keinen Betrieb und keine Maschinen mehr hat, erhebliche Schwierigkeiten den Wald zu durchforsten und zu pflegen. Gibt es inzwischen wesentliche Ansätze und Unternehmen, die hier tatsächlich einspringen und zu vernünftigen Kosten, einschließlich der Vorlage von Kostenrechnungen natürlich, solchen Waldinhabern zur Hand gehen, sodass diese ihren Wald wenn auch nicht selber pflegen können? Ich habe gehört, dass sich die Maschinenringe hier zunehmend engagieren.

Huber: Hier gibt es schon diverse Strategien. Sie haben bereits den Maschinenring genannt. Von Maschinenringseite her wird verstärkt versucht in die Klientel der hoffernen Waldeigentümer hineinzugehen. Diese bieten ein Forstservice an, ein Rundumservice, welches damit beginnt, den Grenzverlauf festzustellen bis hin zum Holzverkauf. Daneben gibt es auch private Forstbetriebe die solche Leistungen anbieten. Oftmals wird das auch über ein Nachbarschaftsverhältnis geregelt. Der Nachbar tritt dann als Bauernakkordant auf, ob er das nun über den Maschinenring macht oder einfach von sich aus, ist dabei unerheblich.

Pevetz: Haben Sie den Eindruck, dass dies an Bedeutung gewinnt?

Huber: Das gewinnt an Bedeutung. Wenn ein Waldeigentümer gar keinen Bezug mehr zum Wald hat, er aber bereit ist, das einer Firma zu geben, kann dies nur positiv sein, da diese das nach waldbaulichen Kriterien macht. Dies würde ich eher als Vorteil sehen, die Klientel der traditionellen bäuerlichen Betriebe hingegen eher als Problemfall, weil die den Wald als Sparkasse oder Plünderwald betrachten. Diese gehen nur in den Wald, wenn sie ein Brennholz, ein Bauholz oder einen neuen Traktor brauchen. Holz wird dann einfach herausgenommen ohne zu überlegen, was Durchforstung bedeutet. Waldbauliche Kriterien werden dann nicht in das Bewirtschaftungskonzept hineingenommen.

Pevetz: Könnten gewisse Änderungen des österreichischen Forstgesetzes in Hinblick z.B. auf Waldpflegeverpflichtungen hier eine stärkere Mobilisierung und auch Waldbestandsverbesserungen herbeiführen könnten sofern dies politisch durchsetzbar ist?

Huber: Durchaus überlegenswert – nur wird das halt schwierig mit der Umsetzung, weil v.a. die großen Forstbetriebe ihre Wälder schon jetzt nachhaltig bewirtschaften und sich fragen würden, warum es dazu eine gesetzliche Regelung braucht. Die großen Forstbetriebe hätten verständlicherweise damit sicher ein Problem, wenn von behördlicher Seite vorgeschrieben wird, wie es sein soll, auch in Richtung Vorratsabbau. Für so manche KleinwaldeigentümerInnen wäre dies aber eine sehr effiziente Maßnahme. Die Instandhaltungsbetriebe halten sich nach dem Forstgesetz. Sie wollen keine Probleme mit der Forstbehörde haben. Wenn nun die Waldpflege von der Behörde vorgeschrieben wird, dann werden sie das auch machen.

Tamme: Im Forstgesetz ist ja jetzt schon sehr viel enthalten, was Pflege notwendig machen würde. Ich denke, dass das Problem daran liegt, dass vieles nur schwer exekutierbar ist oder sich niemand darum kümmert, dass es eingehalten wird.

Huber: Pflege steht so explizit nicht im Forstgesetz. Es ist nur so, dass wenn Gefahr in Richtung Kalamität gegeben ist, d.h. wenn z.B. ein Käferbaum im Bestand ist, dann bekommt der Waldeigentümer oder die Waldeigentümerin einen RSb-Brief von der Behörde und muss diesen Käferbaum entfernen. Durch ein Käfernest wären natürlich auch die Nachbarn und ganze Regionen betroffen.

Tamme: Wenn man eine Gesetzesänderung durchführt, ist immer die Frage, wer das Gesetz dann kontrolliert. Wird das Forstgesetz jetzt tatsächlich kontrolliert? Bei mir herrscht da eine gewisse Skepsis.

Huber: Die Bezirksforstbehörden machen z.B. ein Monitoring über den Zustand der Wälder. Die machen auch die Käferbaumkontrolle.

Plattner: Im Forstgesetz sind bei der Pflege nur die Aufforstung und die Endnutzung geregelt. Alles dazwischen ist im Großen und Ganzen nicht geregelt. Ich bin mir auch nicht sicher, ob dies sinnvoll wäre. Ich denke, es ist besser, dies über eine Beratung zu machen. Das würde ansonsten ein riesiges Regelwerk bedeuten, das auf alle Standorte in Österreich abgestimmt sein müsste. Das macht keinen Sinn. Es gibt eine zu große Strukturvielfalt des Waldes, die man nicht mit Gesetzen regeln kann. Die ÖBF hat ebenfalls eine Dienstleistungsfirma, die Pflegemaßnahmen durchführt. Zurzeit werden ca. 10.000 Hektar fremd bewirtschaftet. Die Hauptpartner sind v.a. Gemeinden aber auch größere Privatwaldbesitzungen. Ich glaube, dass es notwendig ist, Instrumente und Fördermaßnahmen zu entwickeln, teilweise sind sie schon vorhanden aber man müsste sie verstärkt anbieten, dass es zur gemeinsamen Waldbewirtschaftung kommt. In Schweden gibt es die *Södra Skog* als einen Zusammenschluss kleinerer Privatwaldbesitzer, wobei klein hier gleich mehrere hundert Hektar bedeutet, weil die Produktionskraft nicht so hoch ist. Gemeinsam bewirtschaften sie hunderttausende Hektar. Im Grunde ist das wie eine riesige Agrargemeinschaft. Ich denke, dass man in diese Richtung vorangehen sollte.

Pevetz: Vermarktungsgemeinschaften gibt es ja bereits seit langem.

Plattner: Geschichtlich ist das eher ein Freiwilligenzusammenschluss, der nicht wegen irgendwelchen Servituten notwendig ist. Im Osten Österreich hat das keine großen Traditionen. Es gibt sehr wohl Waldgemeinschaften in der Steiermark und andernorts. Diese sollten stärker forciert werden, um hier stärker die allfällig vorhandene nicht genutzte Ressource Holz zu erschließen.

Pevetz: Als Problem bleibt natürlich die zunehmende Zahl der landwirtschafts- und walddernen Besitzer. Es gibt da viele Fälle, wo sich der Wald in einem sehr schadhaften Zustand befindet.

Huber: Unsere Studie erhebt keinen Anspruch auf Repräsentativität. Agrargemeinschaften wurden von den Befragten eher negativ gesehen, weil damit immer ein Flächenverlust verbunden ist. Das wird dann zu einer ideellen Waldfläche, einem Anteil den ich einbringe und ich habe dann auch nicht mehr die Kontrolle über dieses Waldstück. Aufgrund der Sozialisation und der Kultur, wie sie in Österreich herrscht, sind Zusammenschlüsse von WaldeigentümerInnen zu Agrargemeinschaften nur schwer möglich. Im Bereich der Beratung wird sowohl von den ÖBF als auch von den Kammern bereits tolle Arbeit geleistet. Dabei wird aber oft übersehen, dass wenn man nur mit ökonomischen Motiven wirbt, an die nicht herankommen kann, die kein ökonomisches Motiv in ihrem Wald verfolgen. Auch von den Strategien her ist dies zu berücksichtigen. Die hoffernen Betriebe wissen vielleicht gar nicht über die Beratungsleistungen der Landwirtschaftskammern Bescheid. Sie sind zwar Pflichtmitglied und müssen eine Kammerumlage zahlen, sie halten sich aber ganz wo anders auf, im Internet, Web 2.0 oder Facebook usw. Man müsste hier ansetzen, um diese überhaupt zu erreichen, um ihnen Angebote unterbreiten zu können.

Aschenbrenner: Die Maschinenringe haben mit einer Initiative begonnen, um auch diese walddernen Besitzer zu erreichen. Im Zuge des gestiegenen Preises wäre das für alle eine Win-Win-Situation.

Huber: Ich persönlich habe nichts gegen den Brotbaum Fichte. Aus rein ökonomischen Gesichtspunkten gibt es nur die Fichte. Die Sägewerke fragen die Fichte am stärksten nach. Es gibt aber auch andere

Motive, wie z.B. ein schönes Waldbild. Bei gewissen hoffernen WaldeigentümerInnen geht das in Richtung Mischwald. Die sind an einem schönen Waldbild interessiert und es ist ihnen egal, welcher Holzpreis gerade am Markt kursiert. Die haben eine ganz andere Vorstellung. Die erreicht man mit einem hohen Holzpreis nicht. Die wollen z.B. eine Hütte im Wald stehen haben oder dorthin drei- oder viermal im Jahr im Wald Schwammerl Pflücken gehen. Das ist die Schwierigkeit.

Lichtmannsperger: In Salzburg ist der Waldverband in Sachen Holzmobilisierung sehr aktiv. Dieser geht aktiv auf die Kleinwaldbesitzer zu. Für landwirtschaftsferne Betriebe ist das oft eine Belastung. Die sind direkt froh, wenn auf sie aktiv jemand zukommt. Aber diese wünschen eine Gesamtlösung. Ein Maschinenring kann da nicht alles abdecken. In der Beratung sind die Forstorgane der Kammern wirklich sehr aktiv.

Huber: Die Kammern und Waldverbände leisten da wirklich gute Arbeit. Was man dabei aber zusätzlich berücksichtigen sollte, ist die Erreichbarkeit. Man müsste Strategien entwickeln, wie man an die hoffernen Betriebe herankommt, aber auch dahingehend, Kontakte zu vermitteln wenn jemand einen Wald verkaufen möchte. Im Schwarzwald in Deutschland ist es angeblich teilweise sogar so, dass Leute ihren Wald verschenken. Sie wollen damit nichts mehr zu tun, nur keinen Stress damit haben.

Langthaler: Neben den Ergebnissen Ihrer Studie erscheint mir auch der methodologische, explorative Ansatz auf Basis der *Grounded Theory* sehr interessant. Beruht dieses Netzwerk, wo man sieht, wie die verschiedenen Deutungsinhalte miteinander zusammenhängen, auf allen Fällen oder nur auf einem ausgewählten Fall?

Huber: Das beruht auf allen Fällen, die untersucht worden sind.

Langthaler: Ist das jetzt eine Illustration der Zusammenhänge, die Sie jetzt mit Ihren qualitativen Werkzeugen festgestellt haben oder steckt da auch eine Berechnung dieser Zusammenhänge dahinter aus der sich dann in einer quantifizierenden Zusatzanalyse die Stärke oder Schwäche ergibt?

Huber: Es stecken keine Berechnungen dahinter. Wir haben versucht, die Zusammenhänge die im Kopf durch die Interpretationsarbeit entstanden sind, auf Papier zu bringen. Die Stärke der Striche zeigt wie stark die einzelnen Kategorien miteinander verbunden sind. Der „gepflegte Wald“ ist dabei zentral. Wir konnten herausfinden, dass der oder ein „gepflegter Wald“ zum Zeitpunkt der Befragung für alle wichtig war. Es gab niemanden dem es egal war, in welchem Zustand der Wald ist. Das Problem ist das Waldbild. Es gibt eben unterschiedliche Waldbilder. Ein nach waldbaulichen Kriterien bewirtschafteter Wald schaut ganz anders aus als z.B. der Wald eines traditionellen Waldeigentümers, der nur Brennholz nutzt. Mit Beratungsstrategien, wie z.B. „pflegen Sie Ihren Wald nachhaltig“ kommt man bei so manchen WaldeigentümerInnen nicht weiter. Diese tun ja was im Wald, für sie bzw. nach ihren Vorstellungen – individuelles Waldbild – ist der Wald ja gepflegt, obwohl dieser aus Sicht von Forstfachleuten keinem gepflegten Waldbild entspricht und genau das ist das Problem. Wenn nun Waldpflege über die Werbung kommuniziert wird, dann fühlen sich diese nicht angesprochen, da sie ja ihren Wald „pflegen“. Es gibt WaldbetriebsleiterInnen die z.B. nur Äste (Zweige) auf Haufen zusammenlegen. Da ist der Waldboden wie aufgeräumt. Das ist dann ihr Waldbild. Das ist für sie ein „gepflegter Wald“. Die schauen nicht in welchem Zustand die Baumkronen sind.

Larcher: Wenn ich das richtig verstehe, dann ist dieses Ergebnis Ihrer Studie quasi ein Zwischenschritt, um für jede Gruppe Grundlagen für Strategien und Kommunikationsangebote zu entwickeln, damit man diese erreicht. Das Ziel ist im Endeffekt dieses nichtgenutzte Holz zu nutzen. Gibt es bereits eine Folgestudie dazu?

Huber: Ziel der Studie war es, die waldbezogenen Objektwelten und Handlungsmuster von WaldbetriebsleiterInnen zu rekonstruieren. In der Studie wurden keine Gruppen sondern nur tonangebende Handlungsmuster von WaldbetriebsleiterInnen abgeleitet, welche auf den

Objektinterpretationen beruhen. Die tonangebenden Handlungsmuster befragter WaldbetriebsleiterInnen beruhen auf unterschiedlichen Phänomenen, die sich wiederum aus einem Mix ursächlicher und intervenierender Bedingungen zusammensetzen, weshalb die Grenzen zwischen den abstrahierten Handlungsmustern nur fließend sein können. Die in der Studie abstrahierten Handlungsmuster können somit nur als Grundorientierungen befragter WaldbetriebsleiterInnen gewertet werden. Sie stellen eine Grundlage für Holzmobilisierungsstrategien dar.

Die **nächste Sitzung** der **Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung** findet am **Freitag, 22.11.2013 10.00 Uhr s.t.** an der Bundesanstalt für Bergbauernfragen statt, 1030 Wien, Marxergasse 2/Mezzanin. Folgende Beiträge stehen auf dem Programm:

E. Häfeler (Worknet: Networking – Frauenprojekte- Kultur – Kommunikation - Kulturtourismus): Wege für Frauen im Großen Walsertal. Ergebnisse einer empirischen Studie

Dr. Eva Häfele ist nach dem Studium der Sinologie und Japanologie an der Universität Wien und Beijing sowie mehrjährigen beruflichen Tätigkeiten in China und in den USA seit zwanzig Jahren als selbständige Forscherin mit den Schwerpunkten Frauenforschung und ländlicher Raum, Integration, Arbeitswelt, Jugendliche tätig. Sie ist Verfasserin von zahlreichen sozial- und kulturwissenschaftlichen Studien und Expertisen.

A. Amann (Universität Wien, Institut für Soziologie): Reise durch die Alpgeschichte. Die Alpbücher im Kleinwalsertal seit 1541. Diese Alpbücher sind Dokumente über Wirtschafts- und Betriebsführung auf Genossenschaftsalpen und deshalb kulturhistorisch von einmaliger Bedeutung.

Univ.Prof. Dr. Anton Amann ist Soziologe und Sozialgerontologe an der Universität Wien, Gründer des Wiener Instituts für Sozialwissenschaftliche Dokumentation und Methodik und Leiter des Zentrums für Alternswissenschaften und Sozialpolitikforschung an der Niederösterreichischen Landesakademie in St. Pölten, in den letzten Jahren widmet er sich vermehrt der ländlichen Forschung und kultursoziologischen Fragen.

Literaturhinweise

- Bourdieu, Pierre (2001): *Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Schule und Politik. Schriften über Politik & Kultur* 4. VSA-Verlag, Hamburg
- Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft (BMLFUW, 2008): *Nachhaltiger Wirtschaftswald in Österreich - Österreichischer Waldbericht*, Wien
- Flick, Uwe (2007): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, Prentice-Hall, New Jersey
- Garstenauer, Rita, Schwarz, Ulrich; Tod, Sophie (2012): *Alles unter einem Hut bringen. Bäuerliche Wirtschaftsstile in zwei Regionen Niederösterreichs 1945-1985*, Institut für Geschichte des ländlichen Raums, Rural History Working Papers 15, St. Pölten
- Greimas, Julien A. (1966): *Sémantique structurale*. Larousse, Paris
- Hogl, Karl; Pregernig, Michael; Weiß, Gerhard (2003): *Wer sind Österreichs Waldeigentümer? Österreichische Forstzeitung*, 6, 28.-29
- Huber, Wolfgang (2007): *Metastudie zur Mobilisierung von Holzreserven aus dem österreichischen Kleinwald - Systematischer Review von Kleinwaldstudien aus fünf Jahrzehnten. Lignovisionen Band 17, 150*, Universität für Bodenkultur Wien, Wien
- Huber, Wolfgang; Schwarzbauer, Peter (2010): *Beschaffungsmarkt und Holzknappheit - Erforschung der Ziele und Motive von österreichischen Waldbesitzern als Schlüssel zur Holzmobilisierung*, Kompetenzzentrum für Holzverbundwerkstoffe und Holzchemie, Wien
- Kvarda, Eva (2004): *'Non-agricultural forest owners' in Austria - a new type of forest ownership*. *Forest Policy Econ*, 6, 459-467
- Latour, Bruno (1987): *Science in Action: How to Follow Scientists and Engineers Through Society*. Milton Keynes: Open University Press

- Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Law, John; Hassard, John (eds) (1999): Actor Network Theory and After. Oxford and Keele: Blackwell and the Sociological Review.
- Lueger, Manfred (2010): Interpretative Sozialforschung: Die Methoden, Facultas, Wien
- Ploeg, Jan Douwe van der (2003): The Virtual Farmer. Past, present and future of Dutch peasantry, Assen 39-41
- Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet M. (1990): Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques, Newbury Park, California